



## *Buch*

*Dieses Buch zeigt, dass es nicht genügt, den Zugang für Frauen in Führungspositionen zu verbessern. Entscheidend ist es, eine Kultur zu entwickeln, in der Frauen gerne Karriere machen.*

Mechthilde Maier, Leiterin Group Diversity Management,  
Deutsche Telekom AG

Barbara Streidl wirft einen gnadenlosen Blick hinter die Kulissen des Alltags einer berufstätigen Mutter. Dieses Buch begleitet eine Woche lang eine fiktive Frau, die alles hat, was viele sich wünschen: Sie ist im Job erfolgreich und Mutter eines reizenden Kleinkinds, und sie lebt in einer glücklichen Beziehung. Seit sie sich sowohl für eine Familie entschieden hat als auch für ihren Job, hetzt sie jedoch im Dauerlauf zwischen Kindergarten, Büro und Heim von Termin zu Termin, im ewigen Versuch, nichts zu kurz kommen zu lassen – und hat doch ständig das Gefühl, zu spät dran zu sein. Ist der Bus schon abgefahren? Oder gibt es eine Lösung für ihr Dilemma, das Millionen Frauen teilen?

## *Autorin*

Barbara Streidl, geboren 1972 in München, studierte Germanistik und Komparatistik. Sie kooperiert mit Medien wie der *Süddeutschen Zeitung* und dem *Bayerischen Rundfunk (Zündfunk)*, ist Gründerin des Blogs [www.maedchenmannschaft.net](http://www.maedchenmannschaft.net) und der feministischen Initiative *Frau Lila* und Co-Autorin des Buches *Wir Alphamädchen – Warum Feminismus das Leben schöner macht*.

Barbara Streidl

# Kann ich gleich zurückrufen?

Der alltägliche Wahnsinn einer  
berufstätigen Mutter

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Originalausgabe Juli 2012 bei Blanvalet, einem Unternehmen  
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © 2012 by Blanvalet Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: bürosüd°, München

Umschlagmotiv: bürosüd°, München

Redaktion: Margit von Cossart

ES · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-37937-8

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Let not in vain have been all these tears  
If it takes a thousand years.  
Derek Singleton, A Thousand Years*

*Für D.*



## INHALTSVERZEICHNIS

ÜBER DIESES BUCH HINAUS .....	9
MONTAG. ....	15
DIENSTAG .....	43
MITTWOCH .....	79
DONNERSTAG .....	105
FREITAG .....	138
SAMSTAG .....	164
SONNTAG .....	188
MONTAG. ....	219
ANMERKUNGEN .....	247
DANKSAGUNG .....	255





## ÜBER DIESES BUCH HINAUS



*Ich werde den Bus nicht mehr erwischen, egal, wie schnell ich renne.* Dieses Gefühl ist mir sehr vertraut in meinem Leben als berufstätige Mutter. Es ist zentral im Leben der meisten berufstätigen Mütter.

Natürlich gibt es heute viel Verständnis für Frauen, die Karriere und Familie vereinbaren wollen: Es werden immer mehr Kinderbetreuungsangebote, immer mehr Männer, die ein paar Monate Elternzeit nehmen, und immer mehr Frauen, die mithilfe von Tagesmüttern und Kinderkrippen kurz nach der Geburt eines Kindes an ihre Arbeitsstelle zurückkehren können. Und doch erachte ich es nach wie vor als klüger, wenn ich mich für mein Zuspätkommen im Büro mit einem ausgefallenen Bus entschuldige als mit meinem Kind. Das nur langsam zur Kita laufen wollte.

Als das Buch *Wir Alphamädchen – Warum Feminismus das Leben schöner macht* 2008 erschien, ging es mir und meinen beiden Mitautorinnen darum, besonders die junge Frauengeneration aufzurütteln. Sie zu ermuntern, Gleichberechtigung zu fordern, sowohl im privaten Bereich als auch im öffentlichen, sprich beruflichen. Sich nicht zufriedenzugeben mit den geschlechterungerechten

Gegebenheiten. *Wir Alphamädchen* ist als Anfang zu verstehen.

Die gesellschaftliche Debatte zeigt heute, 2012, dass dieser Anfang in Sachen Gleichberechtigung gelungen ist. Und das nicht nur in der Debatte: Privatwirtschaftliche Unternehmen haben eine Frauenquote eingeführt, ein überparteiliches Frauenbündnis stellt sich in der *Berliner Erklärung* gegen die Quotenfeindlichkeit der Familienministerin. Das Elterngeld wurde trotz des Sparkurses der Bundesregierung nicht abgeschafft, sondern nur eingeschränkt, und sogar Spitzenpolitikerinnen bekommen in der Amtszeit Kinder. Doch es ist noch längst nicht alles geschafft.

Als ich anlässlich einer Feier zum 100. Internationalen Frauentag im vergangenen Jahr die Bemerkung einer Politikerin hörte, Frauen sollten möglichst schnell nach der Geburt eines Kindes wieder Vollzeit arbeiten, habe ich mich bestätigt gefühlt: Die Baustelle Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist immer noch auf den Rücken der Frauen positioniert. In dieselbe Kerbe schlug das 2011 veröffentlichte Buch *Die Feigheit der Frauen* der Publizistin Bascha Mika, die besonders den gut ausgebildeten Frauen vorwirft, sich dem Arbeitsleben nicht zu stellen und stattdessen vom Geld ihrer Männer, der Väter ihrer Kinder, zu leben, solange es gut geht.

Nach wie vor wird dieses kritisierte konservative Lebensmodell aber auch von der Bundesregierung unterstützt. Denn deren Bemühungen, über flächendeckende Kita-Angebote und das geplante Betreuungsgeld den gestressten Frauen Entlastung zu bieten, sind bislang genau das bemüht. Der Kita-Ausbau stockt, und das Betreuungsgeld

ist eine Mogelpackung, weil es Frauen vom Berufsleben fernhalten wird. Ohne dabei auf die Risiken und Nebenwirkungen, nämlich Altersarmut, problematischen Wiedereinstieg ins Berufsleben nach zu langer Babypause und das heute gültige Unterhaltsrecht, hinzuweisen, das dafür sorgt, dass Kinder nach einer Scheidung unterstützt werden, Frauen aber nicht.

Wir alle wissen, dass es viel Kraft kostet, die eigenen Ideale zu erkennen und sie in der Partnerschaft oder in beruflichen Situationen zu verwirklichen und zu verteidigen. Vor allem, wenn die Ideale konträr zu den gültigen gesellschaftlichen Strukturen sind, die bei uns nach wie vor aus einer Zeit fern der Gleichberechtigung stammen. Vollzeit haben doch immer die Männer gearbeitet, während sich die Frauen zu Hause um die Kinder gekümmert haben. Nun dürfen, ja müssen Frauen beides: arbeiten und sich um die Kinder kümmern. Und die Männer sollen das bitte schön unterstützen.

Es ist zu spüren, dass wir gerade erst lernen, dieses gleichberechtigte Ziel zu realisieren. Denn es ist keinesfalls schon normal, dass sich Frauen und Männer sowohl im Beruf als auch in der Familie voller Ambitionen engagieren. Das zeigen etwa die Existenz des überholten Ehegattensplittings, der staatlich subventionierten Hausfrauenehe, auf der einen und die 23 Prozent Lohndifferenz zwischen Frauen und Männern auf der anderen Seite.

Wir machen das noch nicht so lange, deshalb fehlt es uns Frauen an Vorbildern. Doch beim Punkt der viel diskutierten Vereinbarkeit fehlt uns allen, Frauen wie Männern, auch der Common Sense: Kinder dürfen kein Han-

dicap sein für berufstätige Menschen, sondern einfach nur Kinder. Denn neben all den strukturellen Schwierigkeiten, mit denen berufstätige Menschen mit Kindern zu kämpfen haben, sind es häufig ganz alltägliche Zeitpläne, die gegen sie arbeiten. Wir straucheln, weil der Bus schon abgefahren ist, der Aufzug auf sich warten lässt, die Konferenz im Büro außerhalb der Kinderbetreuungszeiten stattfindet.

Wie soll das neue Leben aussehen, das Frauen wie Männern beides ermöglicht – Karriere und Kinder? An dieser Stelle muss neu diskutiert werden, denn sonst steuern wir auf eine Zukunft zu, die uns, gestützt von Betreuungsmöglichkeiten, im Alltag kinderlos macht. Wir werden uns in Fulltime arbeitende Teilzeitmütter und Wochenendväter verwandeln, staatlich unterstützt. Abhängig von perfekt ausgetüftelten Terminplänen, in denen es kaum Spielraum gibt. So sieht der derzeitige Plan mit Krippenausbau und Stärkung des Elterngeldangebots nämlich aus: Kinder werden keinen sichtbaren Platz mehr haben in unserer Gesellschaft. Weil sie die Arbeitszeit ihrer Eltern stören.

Von der Realität der gängigen Kita-Schließzeiten einmal abgesehen möchten nicht alle Frauen eine 40-, 45-Stunden-Vollzeitwoche haben, wenn ein kleines Kind zu Hause wartet. Und sicher wollen das auch nicht alle Männer. Frauen, die kurz nach der Entbindung eines Kindes wieder ins Berufsleben einsteigen, machen das häufig auch deshalb, weil sie fürchten, den beruflichen Anschluss zu verpassen. Doch sich einzugestehen, dass das eigene Kind ein Karrierekiller ist, weil es durch seine bloße Existenz die zeitliche Flexibilität torpediert, ist schmerzhaft. Schuld an der Angst zu versagen hat aber nicht das Kind, sondern die

gängige Meinung, dass nur wer Vollzeit arbeitet in unserem Land Karriere machen darf.

Die Unvereinbarkeit von Bekennen zur eigenen Familie auf der einen Seite und der Angst vor dem beruflichen Versagen auf der anderen führt unweigerlich zu einem Burnout vieler Frauen – und auch Männer. Die Bemühungen der Bundesregierung und anderer Organisationen werden also nicht ausreichen, um das Bus-Nachlauf-Gefühl aus dem Leben einer berufstätigen Mutter zu verbannen. Auch die Visionen, die Vorstellungen, wie wir Menschen in diesem Land leben wollen, müssen verändert werden. Wir müssen sie verändern.

München, im Januar 2012  
Barbara Streidl



## MONTAG



Ich stehe am Aufzug und drücke zum dritten Mal auf den Nach-unten-Knopf. 14:50 Uhr. Seit drei Minuten warte ich hier und bombardiere mich mit Fragen: In welcher Geschwindigkeit kann ich fünfzehn Stockwerke nach unten laufen, ausstempeln, über die Straße hetzen, dabei natürlich die Ampel ignorieren, um rechtzeitig die Bushaltestelle zu erreichen? Und dann noch weiter zum Bahnhof, weil der Bus nicht kommt und ich doch die U-Bahn nehmen muss. Selbstverständlich habe ich alle Abfahrtszeiten im Kopf. Um 14:52 Uhr fährt der Bus. Bei normalem Verkehr bringt er mich in sieben Minuten zur Haltestelle am Kindergarten. Um 14:57 Uhr fährt die U-Bahn; sie braucht elf Minuten zur selben Haltestelle. Wie Bus und Bahn hat auch der Kindergarten klar geregelte Zeiten: Komme ich nach 15:30 Uhr an, wird mir mein Kind mit Mütze und Schal von einer Erzieherin entgegengeschoben, die mich auf die vereinbarte Abholzeit hinweist. Ich ziehe die Rüge der Pädagogin in jedem Fall einem weinenden Kind auf der Türschwelle des Kindergartens vor. Und entscheide mich gegen fünfzehn Stockwerke im Treppenhaus. Es gibt überall geregelte Abfahrtszeiten in meinem Groß-

stadtleben – außer bei Aufzügen. Und deswegen stehe ich jetzt immer noch hier.

Aufzüge sind die natürlichen Feinde berufstätiger Mütter. Eine Kindergartenmutter hat mir erzählt, dass sie letzten Winter mehrere Stunden in einem Aufzug verbringen musste. Der Lift war zwischen zwei Stockwerken stecken geblieben – abgeschnitten vom Mobilfunknetz. Als sie endlich von einem Servicetechniker aus dem Aufzug befreit worden war, hatte ihre Schwiegermutter den fünfjährigen Jungen schon vom Kindergarten abgeholt. Die Leitung des Kindergartens hatte eine Viertelstunde gewartet. Weder die Kindergartenmutter noch ihr Mann waren telefonisch zu erreichen. Also wurde die Schwiegermutter, deren Telefonnummer zum Glück bei der Leitung für Notfälle hinterlegt worden war, benachrichtigt. Allerdings wohnte sie eine Stunde Autofahrt entfernt. Im Folgemonat wurden dann die Gebühren angehoben. Die Leitung des Kindergartens bestand darauf, einen einstündigen Sicherheitspuffer zwischen geplanter Abholzeit und realer Abholzeit einzubauen.

Ich will mein Kind nicht später abholen, weder geplant noch real. Ich will es jetzt abholen. 14:52 Uhr. Noch einmal drücke ich auf den Nach-unten-Knopf. Schnell kontrolliere ich meine Tasche. Turnschuhe, Sporthose, die blaue Flasche, gefüllt mit Wasser und Saft, ein Apfel. Eine Brezel werde ich noch kaufen, in der Bäckerei gegenüber vom Kindergarten. Endlich kommt der Aufzug, nach fünf Minuten Wartezeit.

Meine Reise aus der Berufstätigkeit ins Leben mit einem dreijährigen Kind beginnt. Ich habe Glück und komme ohne Zwischenstopp in einem anderen Stockwerk am



Bürohausausgang an. Und ich weiß: Den Bus habe ich bereits verpasst. Am U-Bahnhof, den ich im Laufschrift erreiche, muss ich wieder warten. Eine Betriebsstörung hat den normalen Fahrplanablauf verändert. 15:07 Uhr. Die nächste U-Bahn kommt, ich steige ein und bleibe neben den Türen in Fahrtrichtung ganz vorne stehen. Um 15:18 Uhr stürze ich aus dem Abteil. Zwei Stufen auf einmal nehmend renne ich die Treppen hinauf zum Ausgang. Für die Rolltreppe bleibt mir keine Zeit, schließlich muss ich noch eine Brezel kaufen. Die Frau in der Bäckerei lächelt mich mitfühlend an, als ich ihr »Eine Brezel, bitte, wenig Salz« entgegenkeuche und eine Handvoll schweißnasser Münzen auf den Tresen lege. Abgezählt natürlich – dafür hatte ich während der U-Bahn-Fahrt ja Zeit.

Ich komme um 15:25 Uhr im Kindergarten an, mit Schweißflecken unter den Armen und völlig außer Atem. Ich weiß, warum ich bei meinem Büro-Outfit in Sachen Schuhe eher auf »Kann ich damit rennen?« achte und nicht auf »Kann ich mich damit sehen lassen?«. Das Gefühl, zu spät zu sein und rennen zu müssen, ist allgegenwärtig in meinem Leben. Seitdem ich eine Mutter bin. Seitdem ich dieses Handicap habe – ein Kind.

»Meine Mama!« Mein Sohn läuft mir entgegen, in Mütze und Jacke. Weil er im Garten gespielt hat, sagt die Erzieherin. Doch an ihrem Blick erkenne ich, dass sie gedanklich bereits auf dem Heimweg ist. Es sind noch zwei andere Kinder da. Beide werden von ihren Müttern erst um Viertel vor fünf abgeholt. Für ihr Wohl reicht eine Betreuungsperson – die Erzieherin meines Kindes hat jetzt Feierabend.

Ich habe noch nicht Feierabend. Meine Arbeitszeit hat zwar vor fünfundvierzig Minuten geendet, doch es stehen noch einige außerberufliche Termine an: Kinderturnen, Abendessen, Kind ins Bett bringen, Haushalt. Und natürlich Partnerschaftspflege.

Ich bin fünfunddreißig und seit drei Jahren Mutter. Seit zwei Jahren bin ich eine berufstätige Mutter, bin ich eine der Frauen in Deutschland zwischen fünfundzwanzig und neunundvierzig, die Kinder haben und eine Arbeit.\* Ich arbeite dreißig Stunden pro Woche in dem Büro, in dem ich vor meinem Muttersein Vollzeit gearbeitet habe, kümmerge mich um die interne und externe Firmenkommunikation eines großen Medienhauses, wie es so schön heißt. Nach einem Jahr Elternzeit habe ich meine alte Stelle wieder angetreten. Seitdem reagiere ich auf gut gemeinte Sätze aus dem Familien- und Bekanntenkreis wie »Jede Mutter kennt das Gefühl, vom betrieblichen Informationsfluss ausgeschlossen zu sein« oder »Nach der Babypause sehen sich viele Mütter beruflich in einer Sackgasse« anders als früher: Ich habe die Seiten gewechselt, bin von der Sprechenden zu der geworden, über die gesprochen wird. Noch mehr ärgere ich mich darüber, wenn ich höre, dass ich ja »nur Teilzeit« arbeite. Berufstätige Mutter sein ist ein Fulltime-Job.

Mein Kind an der Hand gehe ich vom Kindergarten zur U-Bahn. Um 15:42 Uhr steigen wir ein, drei Minuten spä-

\* Nachzulesen in einer Studie zur Erwerbstätigenquote, veröffentlicht von Statista: 72 Prozent der Mütter im Alter von fünfundzwanzig bis neunundvierzig Jahren mit Kindern unter fünfundzwanzig Jahren haben in Deutschland im Jahr 2009 gearbeitet.

ter wieder aus. Die Sporthalle ist fünf Minuten von der U-Bahn-Station entfernt. Weil mein Sohn gerade nicht laufen möchte, trage ich ihn. Er schmiegt sich in meinen Arm und spielt mit meinen Haaren. Um 15:53 Uhr kommen wir an der Turnhalle an. In der Umkleidekabine ziehe ich ihm Mütze, Jacke, Schuhe, Hose, Socken, Pullover aus und T-Shirt, Turnhose, Socken, Turnschuhe an. Fertig umgezogen trinkt er noch etwas aus der blauen Flasche. Ich ziehe mich auch um: Turnschuhe statt Slipper; die Jacke meines Hosenanzugs hänge ich an einen Garderobenhaken. Mein Portemonnaie und meine Ohrringe sperre ich in einen kleinen Schrank.

Um 15:59 Uhr betreten wir gemeinsam die Turnhalle. Mein Sohn rennt zu einem großen Korb mit bunten Gymnastikbällen. Es geht los: Ballspielen zum Aufwärmen. Dann werden alle Eltern und Kinder gebeten, einen großen Kreis zu bilden. Während ich mit meinem Sohn an der Hand in die Mitte des Kreises hüpfе und wieder zurück, bemerke ich, dass ich einen Anruf auf meinem Handy erhalte: Es vibriert in meiner Hosentasche. Sechsendachtzig Minuten nach Ende meiner heutigen Arbeitszeit ruft das Büro an, genauer gesagt, eine junge Kollegin. Meine Assistentin.

Die junge Kollegin hat mich während meiner Elternzeit vertreten. Seit meiner Rückkehr arbeitet sie mir zu. Wir teilen uns mein Büro; dort, wo früher eine große Zimmerpflanze stand, steht jetzt ihr Schreibtisch. Es war der Wunsch meines Vorgesetzten, dass sie bleibt und mich unterstützt. Mit einer 30-Stunden-Woche arbeite ich Teilzeit und kann das gesamte Pensum nicht mehr wie früher allein

erledigen. Ich habe nun die junge Kollegin als Verstärkung, bin eine Teilzeitkraft mit einer Assistentin.

Die junge Kollegin engagiert sich sehr. Sie bleibt häufig länger im Büro als ich, obwohl sie seit meinem Wiedereinstieg keinen befristeten Vollzeitvertrag mehr hat, sondern einen Jahresvertrag auf Teilzeitbasis, der bereits einmal verlängert wurde. Und sie ist an vielen Tagen schon da, wenn ich morgens um 8:40 Uhr das Büro betrete. Ich arbeite gerne mit ihr zusammen, komme gut klar mit ihr. Es gibt kein Konkurrenzdenken zwischen uns, nicht von meiner Seite. Ich fälle die Entscheidungen, hole aber immer ihre Meinung vorher ein. Denn ich finde, dass sie was kann. Sie kommt frisch von der Uni, ist Mitte zwanzig und hat noch nicht viel Betriebserfahrung. Das macht sie mit Ausdauer wieder wett. Sie sagt nie: »Das habe ich aber noch nie gemacht« und hat mich in meiner Elternzeit passabel vertreten, wie mir die anderen aus der Abteilung erzählt haben.

Heute habe ich die junge Kollegin gar nicht gesehen, weil sie an einer Schulung der IT-Abteilung teilgenommen hat. Die Schulung ist jetzt, um 16:11 Uhr, wohl vorbei. Während ich auf beiden Beinen hüpfte, meinen Sohn an der Hand, gehe ich ans Telefon. »Ich bin's«, sagt die junge Kollegin. Wir sind per Du. »Ist's gerade ungünstig?«, fragt sie. Sicher hört sie die vierzig Paar Beine, die zeitversetzt mit mir auf dem Turnhallenboden landen. »Geht schon«, sage ich etwas außer Atem.

Sie informiert mich in wenigen Sätzen darüber, dass der Vorgesetzte sie auf eine Präsentation angesprochen hat, die ich am kommenden Tag abgeben soll, und fragt, ob ich dabei Unterstützung benötige. Ich hüpfte weiter und

verneine. Dann ist das Telefonat beendet. Ich schiebe das Handy zurück in meine Hosentasche und hebe meinen Kleinen hoch: Wir drehen uns schnell im Kreis, erst links herum, dann rechts herum.

Mein Vorgesetzter ist Anfang fünfzig. Er ist verheiratet, hat zwei Töchter im Teenageralter. Ihre Fotos stehen auf seinem Schreibtisch. An seinem Geburtstag im Juni bringt er jedes Jahr einen vorzüglichen Rhabarber-Baiser-Kuchen mit ins Büro, gebacken von seiner Frau. Einmal im Jahr fährt er für drei Wochen in Urlaub – meistens nach Österreich zum Wandern. Jedes Mal schickt er an seine Sekretärin eine Postkarte mit herzlichen Grüßen an die gesamte Belegschaft. Wir haben ein gutes Arbeitsverhältnis, nicht sehr persönlich, aber freundlich und auch respektvoll. Ich arbeite seit insgesamt sieben Jahren für ihn, die Elternzeit mitgerechnet. Gleich nach Abschluss meines Studiums habe ich in seiner Abteilung angefangen, mich von der Marketingassistentin zur Projektmanagerin hochgearbeitet.

Heute ist mein Vorgesetzter fünf Minuten vor Dienstschluss in mein Büro gekommen. Ich hatte gerade meinen Computer heruntergefahren. Meine Assistentin war nicht da, wegen der IT-Schulung. Also legte der Vorgesetzte die blaue Mappe auf meinen Schreibtisch. »Sie sind ja noch ein bisschen da. Da können Sie das für mich erledigen. Bis morgen, bitte.«

Das, was ich da für meinen Vorgesetzten erledigen soll, lässt sich aber nicht in fünf Minuten erledigen. In der blauen Mappe ist eine Übersicht aller Projekte, die meine Abteilung im vergangenen Jahr durchgeführt hat. Die Übersicht soll dem Vorstand Ende der Woche präsentiert

werden. Eine solche Präsentation kann nicht in ein paar Minuten gestrickt werden. Das weiß mein Vorgesetzter, und ich weiß es auch. Trotzdem habe ich nichts gesagt, als er mir die Unterlagen auf den Tisch gelegt hat, sondern nur genickt. Die blaue Mappe steckt jetzt in meiner Tasche, neben der Flasche, der Brezel und dem Apfel.

Pünktlich um 17:00 Uhr verlassen mein Sohn und ich die Turnhalle, beide mit hochroten Wangen. Die Schweißflecken unter meinen Armen sind mittlerweile handflächengroß – meine Bürobluse ist eher schick als atmungsaktiv. In der Umkleidekabine gibt es Gedränge; die nächste Turngruppe, Mädchen im Teenageralter, hat sich bereits umgezogen. Es kostet mich zweieinhalb Minuten, Schuhe und Mütze meines Sohnes zu finden, die unter den Kleidern der Teenies vergraben liegen. Mein Kleiner möchte etwas trinken. Und die Brezel essen. Vom Apfel aber nur einen Bissen. Nach mehrmaligem Bitten geht er auch mit mir zur Toilette. Um 17:10 Uhr laufen wir los, Richtung U-Bahn. Der Kleine ist müde, ich trage ihn wieder. Die U-Bahn fährt pünktlich um 17:16 Uhr ab; sie ist übervoll – Rushhour. Eine junge Frau bietet mir ihren Sitzplatz an, dankbar setze ich mich und nehme mein Kind auf den Schoß.

Es kommt nicht oft vor, dass jemand freundlich zu mir ist in der U-Bahn oder im Bus, wenn ich mit meinem Sohn unterwegs bin. Ich kenne eine Menge böser Bemerkungen. Die Leute schimpfen, dass ich gerade dann mit einem Kleinkind einsteigen möchte, wenn die U-Bahn am vollsten ist – und auch noch Platz brauche für Kinderwagen, Buggy oder Laufrad. Es passt ihnen ebenso wenig, dass

ein Baby schreit oder ihre »Kuckuck!«-Angebote ignoriert. Und so mancher Fahrer schließt die Bustüren so schnell, dass der Kinderwagen eingeklemmt wird. Dann wird wieder geschimpft – die Fahrgäste wollen nicht warten, vor allem nicht auf eine Mutter mit einem Kind. Ich erzähle immer meinem Mann von diesen Erlebnissen, abends, wenn er heimkommt aus dem Büro. Wir schimpfen dann gemeinsam auf die Rücksichtslosigkeit von Busfahrern und U-Bahn-Fahrgästen.

Nach sechs Minuten und zwei Haltestellen ist unsere U-Bahn-Fahrt vorbei. Wir steigen aus. Mein Sohn geht an meiner Hand die Treppe hinauf und sagt, dass er noch rutschen will. Ich willige nach kurzem Überlegen ein, der Spielplatz liegt auf dem Heimweg. Während mein Sohn rutscht, nehme ich um 17:39 Uhr wieder einen Anruf entgegen. Wieder aus dem Büro. Eine der beiden Grafikerinnen, es ist die jüngere, fragt ein wenig gelangweilt nach der Fotoauswahl für die Bebilderung einer Broschüre. Ich höre, wie sie Kaugummi kaut, während sie sagt, dass der Drucktermin vorverlegt worden ist: Schon morgen, Dienstag, zehn Uhr, ist Annahmeschluss. Der Entwurf ist noch nicht vom Vorgesetzten abgesegnet. Ich entscheide schnell. Ich rufe bei der Druckerei an, um mehr Zeit für das Layout der Broschüre zu haben – die Nummer habe ich in meinem Handy gespeichert. Glücklicherweise erreiche ich meinen Ansprechpartner und vereinbare einen neuen Annahmeschluss. Morgen um 14:30 Uhr müssen alle Druckunterlagen vorliegen.

Mein Sohn rutscht zum vierten Mal, und ich rufe die Grafikerin wieder an. Sie kaut immer noch Kaugummi.



Barbara Streidl

**Kann ich gleich zurückrufen?**

Der alltägliche Wahnsinn einer berufstätigen Mutter

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-37937-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2012

Rabenmütter, Wochenendväter, Teilzeitkinder - und alle total am Ende?

Ihr Kind hat beim Frühstück getrödelt. Deshalb kommt sie zu spät ins Büro – und entschuldigt sich mit einem davongefahrenen Bus. Eine junge Mutter wie so viele andere, in der Rushhour des Lebens zwischen Kind und Karriere. Eine Woche lang begleitet dieses Buch sie durch den Alltag – der genau durchgeplant ist, um Muttersein, Job und Beziehung unter einen Hut zu bringen. Muss das Leben einer Frau, die weder auf ein Kind noch auf ihren Job verzichten will, noch immer an Wahnsinn grenzen?

Die Wahrheit über den Alltag der berufstätigen Mutter von heute.